

Pfr. Dr. Frank Peters

Predigt im Gottesdienst zur Einführung als Landespfarrer in der Arbeitsstelle Gottesdienst

24. September 2015
Wuppertal, Theologisches Zentrum, Audimax

*HERR, wer ist dir gleich unter den Göttern?
Wer ist dir gleich, der so mächtig, heilig, schrecklich, löblich und wundertätig ist?*

2. Mose 15,11

*Es sind verschiedene Kräfte;
aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allen.*

1. Korinther 12,6

**Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus,
die Liebe Gottes, des Vaters,
und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes
sei mit euch allen!**

Die Pariser Kirche Saint-François de Molitor liegt im 16. Arrondissements, ganz im Süd-Westen der Stadt. Sie ist eine der jüngsten Kirchen von Paris – und eine der faszinierendsten: In einem lichten, hellen Raum umfängt die Gemeinde in zwei

weiten elliptischen Bögen Ambo, Altar und Vorsteherstiz.

Meine Frau und ich besuchten Saint-François de Molitor in der Osterwoche 2014 – genau in der Zeit, als die Landespfarrstelle in der Arbeitsstelle Gottesdienst im Kirchlichen Amtsblatt ausgeschrieben wurde. Der Raum bestach uns auf Anhieb, so wie gut zehn Jahre zuvor der erste Communio-Raum, den wir betraten: St. Franziskus in der Bonner Nordstadt.

So kam es, dass dort in Paris zweierlei reifte: der Entschluss, mich tatsächlich auf die Landespfarrstelle zu bewerben – und der verwegene Gedanke, wenn ich auf die Landespfarrstelle gewählt werden sollte, das Audimax als die „Notkirche“ des Theologischen Zentrums zu einem solchen Communio-Raum zu verwandeln, zumindest temporär, auf Zeit.

Mit Ihnen und Euch will ich diesen Raum heute in drei Schritten vermesse, im Licht von Losung und Lehrtext, die uns aus dem Herrnhuther Losungsbuch für den heutigen Tag zu-fallen. Ich will skizzieren, was mir für den Gottesdienst wichtig ist, ein kleines Plädoyer halten für die Notwendigkeit, die Unverzichtbarkeit des Gottesdienst-Feierns – in einer Zeit, in der der Gottesdienst, zumal der sonntägliche, in manchen Gemeinden zur Nischenveranstaltung



zu werden droht; in der in vielen Synoden und Pfarrkonventen der Gottesdienst kein Thema ist oder von scheinbar Wichtigerem verdrängt wird; und in der sich selbst große Landeskirchen scheuen, der Pflege des Gottesdienstes eine ganze Landesparrstelle zu widmen ...

Was mich am Konzept des Communio-Raums überzeugt, ist die Verbindung von Gemeinschaft und Offenheit, von Sammlung und Aufbruch. Dieser Raum ist – anders als viele der uns vertrauten Kirchen – keine reine Wegkirche, in der alle starr in eine Richtung schauen, nach vorne, auf Kreuz, Kanzel und Altar, dabei einander aber den Rücken zuwenden. Ebenso wenig sucht der Raum das Heil im geschlossenen Kreis, in dem sich die Gemeinde – nach außen abgeschottet – wie in einer Wagnburg um ihren Herrn schart. Der Raum bleibt vielmehr nach beiden Seiten offen; er gleicht eher einem Rastplatz: Die Gemeinde auf dem Weg wendet sich beim Gottesdienst einander zu, um innezuhalten, sich zu vergewissern, um dann wieder aufzubrechen, weiterzuziehen.

Ich kann es nicht leugnen: Das Weg- und Wandermotiv hat es mir angetan, und es hat mich, wie mir über die Jahre bewusst geworden ist, geprägt. Nicht nur, weil ich 20 Jahre Wanderprediger war, sondern auch, weil ich in meinem Leben schon 18 mal umgezogen und oft nur zwei, drei Jahre an einem Ort geblieben bin. Eine Landesparrstelle für acht Jahre zu übernehmen und hier auf diesem „Heiligen Berg“ zumindest eines meiner Zelte länger aufzuschlagen zu sollen, ist da schon eine echte Herausforderung für mich!

A m meisten überzeugt mich beim Communio-Raum aber die Mitte: In vielen Kirchen – wie auch in Saint-François de Molitor –, steht dort der Altar; andernorts das Taufbecken. Hier und heute aber ist die Mitte leer. So wird „besonders augenfällig“, wie es Albert Gerhards treffend beschreibt, „dass aus ihr (der Mitte) heraus etwas erwartet wird, was sich die Versammelten nicht selbst geben können, was ihrer Beein-

flussung entzogen und jeder Machbarkeit verschlossen bleibt. Die Versammelten haben sich eingefunden, weil sie etwas erwarten, das sich im leeren Raum ereignen wird.“¹

Einen Raum wie diesen erlebe ich als heilsames, ja als unverzichtbares Korrektiv für alle Kirchen, auch für unsere evangelische, die sich dem Wort verschrieben hat; die das Wort Gottes mit Akribie erforscht, es mit Leidenschaft predigt und ihm mit Eifer im Hier und Heute Gestalt zu verleihen sucht. 500 Jahre solche Liebe zum Wort Gottes sind zu einem Segen für die ganze Christenheit geworden! Diese Liebe wurde und sie wird aber zu einer geradezu tödlichen Gefahr: immer dann, wenn sie die Eigenart religiöser Rede verkennt. Religiöse Rede „hat“ Gott nicht – sie naht sich ihm tastend; sie spricht ins Ausbleibende, ins Unsichtbare hinein. So großartig die Schriften der Bibel auch sind: der Gott, dem sie die Ehre erweisen, ist stets größer als alle ihre Worte, als alle ihre Bilder. Schon gar nicht aber lässt sich der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs auf schlichte, manchmal fast läppische Formeln reduzieren. Der Gott Israels und der Gott der Kirche ist größer als unsere kindlichen Erwartungen von Geborgenheit und Wohlstand, von Glück und einem langen, sorgenfreien Leben.

D as ist die bittersüße Urfahrung Israels, die sich in der heutigen Losung wider-spiegelt: HERR, wer ist dir gleich unter den Göttern? Wer ist dir gleich, der so mächtig, heilig, schrecklich, läblich und wundertätig ist? (2. Mose 14,11). Der Vers steht im Zentrum des Schilfmeerlieds, das Mose mit dem Volk Israel am Ufer des Roten Meeres anstimmte, unmittelbar nach ihrer wundersamen Rettung. Als die Israeliten am Vortag die Streitmacht des Pharaos hatten nahen sehen, da waren sie in Furcht geraten (2. Mose 13,10). Wie Gott sie erhörte und handelte, ist allseits bekannt und Weltliteratur. Am Morgen nach jener denkwürdigen Nacht erkannte sich das Volk Israel als gerettet – als es die

1 Albert Gerhards (Hrsg.), In der Mitte der Versammlung. Liturgische Feierräume, Trier 1999, 26.

Ägypter tot am Strand liegen sah! Bei diesem Anblick geriet das Volk erneut in Furcht, und im Hebräischen steht dafür exakt dasselbe Prädikat wie 21 Verse zuvor: **wajire'u: Israel fürchtete den HERRN und sie glaubten ihm und seinem Knecht Mose** (2. Mose 13,31). Unsere deutsche Sprache ist hier sehr präzise: „Gottesfurcht“ hat mit „Furcht“ zu tun! Die Erkenntnis ist „furcht-bar“: Der Gott, der den einen das Leben schenkt, ist derselbe Gott, der anderen das Leben nimmt! Das Wasser, das den einen Leben schenkte, bereitete anderen den Tod!

Unterwegs zu dieser Predigt stieg aus meiner Erinnerung nach und nach auf, dass es solche Wasserereignisse waren, die meinen Lebensweg und mein Gottesbild geprägt haben. Vor dreißig Jahren war es der Unfalltod meines Vaters im Wasser des Rheins, just zwei Tage vor dem Abitur. Mein berechenbarer Kinder- und Jugendgott entpuppte sich plötzlich als ein Gott, der mein Leben und das meiner Familie durchkreuzt; der das Leben scheinbar nach Gutdünken schenkt und wieder nimmt, unversehens, ungefragt, unerwartet. In jenen Tagen reifte in mir die Einsicht, dass es tröstlicher sein kann, nicht alle Antworten des Lebens zu kennen; denn: Keine Antwort, die ich verstehen könnte, wäre das Leben meines Vaters wert – oder irgendeines anderen Menschen, der so früh aus dem Leben gerissen wird.

Zwanzig Jahre später, 2004: der Tsunami in Asien. Ich war nicht dort und habe dort auch keinen Angehörigen verloren. Doch das schiere Ausmaß dieser Katastrophe verschlug mir damals den Atem – und auch fast den Glauben. 230.000 Menschen kamen da ums Leben, ohne dass sie oder irgendein anderer Mensch daran Schuld gehabt hätte! So abgründig kann das freie Spiel der Naturgewalten in der guten Schöpfung Gottes sein! Es war wohl kein Zufall, wie mir erst jüngst bewusst wurde, dass ich kurz darauf aus Orden und katholischer Kirche austrat und mich auf eine neue Glaubens- und Kirchenerfahrung einließ.

Nur kurz aufgerufen sei jenes Bild, dass in diesen Wochen um die Welt ging: Wieder lag ein Mensch tot am Strand: diesmal kein Soldat, auch keine Urlauberin, sondern ein Junge – für den seine Eltern doch Sicherheit erhofft hatten und ein wenig von dem Wohlstand, der uns hier qua Geburt in den Schoß gefallen ist ...

Was für ein Gott ist das, den wir, zumal als Theologinnen und Theologen, oft geradezu geschäftsmäßig in den Mund nehmen; den wir als Christinnen und Christen besser zu kennen meinen als der Rest der Welt?! Doch: Unser Glaube ist keine Welterklärungstheorie. Daher gibt es im Gottesdienst auch nicht mal eben so auf die Schnelle in 60 Minuten Antwort auf alle Fragen. Eine Ursache für jene Gotteskrise und Gottesdienstkrise unserer Zeit liegt gerade darin, meine ich: dass viele unserer Gottesdienste und unserer Predigten allzu durchschaubar, allzu banal daherkommen, so sicher und zugleich so absehbar wie das sprichwörtlich gewordene Amen in der Kirche. Dabei will und kann Gottesdienst doch gerade das Gegenteil: nicht alles und jedes zu Tode erklären, sondern: aushalten helfen, dass wir diese Antworten *nicht* haben. Der, um den wir uns versammeln und von dem wir hier reden, bleibt uns verborgen. Religiöse Rede – und wohlgemerkt: ebenso alles sakramentale Handeln! – kann nicht mehr, als ins Ausbleibende, ins Unsichtbare hinein zu weisen – und gerade damit etwas zu bewegen.

Das bringt mich zum zweiten Schritt: So unauslotbar diese Mitte ist, um die wir uns versammeln: wir brauchen buchstäblich notwendig Menschen, die sich dort hineinwagen. Menschen, die sich der Dramatik bewusst sind, die ich eben nur angerissen habe – und die davor und darüber doch nicht verstummen. Mose und das Volk sind nicht verstummt, sondern sie haben dem Herrn ihr Morgenlob gesungen, auch wenn, wie gerade in unserem Losungsvers, ihnen nicht mehr als eine stammelnde Collage über die Lippen kommt: „Mächtig bist du, Gott – und hei-

lig, schrecklich – und doch läblich und, ja, wundertätig natürlich!“

Von Gott und zu Gott zu reden ist heute mehr denn je eine Gratwanderung – darum stehen Ambo und Altar in diesem Raum auf dem Grat. Gemeinde braucht Menschen, die nicht nur, aber gerade im Gottesdienst nicht stumm und nicht untätig bleiben, sondern die sich stellvertretend herauswagen auf diesen Grat. So haben wir uns eben, zur Einführung, in die Mitte gewagt, so wie sich das Volk Israel mutig ins Meer herausgewagt hatte – ohne zu wissen, ob die Wasserwände zur Linken und zur Rechten denn auch halten, bis es hindurchgezogen ist.

Einen solchen Mut brauchen alle, die heute von Gott und zu Gott reden, wenn sie es nicht im sicheren stillen Kämmerlein tun, sondern in der Ungeschütztheit des öffentlichen Gottesdienstes: mit ihrer Predigt, mit ihren Gebeten, in ihren Fürbitten, mit ihren Segensvoten oder nur mit ihrem Ja-Wort ... Ja, selbst der Vortrag der Lesungen, deren Wortlaut uns vorgegeben ist, erfordert Mut: den Mut, erkennen zu geben, dass diese Worte, die ich anderen vortrage, mich selbst ansprechen, mich selbst berühren als Gottes-Wort.

Es gehört zu meinen Lernschritten in den letzten Jahren, dass ich als Berufskristi diese Authentizität nicht nur anderen schuldig bin, sondern dass auch ich selbst, um glauben zu können, dieser authentischen Zeuginnen und Zeugen bedarf. Der Gottesdienst nährt meinen Glauben – weniger möglicherweise, durch das, was dort gesagt wird, sondern dass dort Menschen *überhaupt* etwas sagen, dass sie sich dort überhaupt anschicken, von und zu Gott zu reden – solange sie nur ehrlich, eben: authentisch bemüht sind, mich an ihrem Glauben, an ihrem Beten teilhaben zu lassen.

Mein Glaube braucht diese Geschwister im Glauben, heute mehr denn je. Schwestern und Brüder, denen Gottes Geist andere Gaben geschenkt hat als mir, Gott sei Dank. Denn: **Es sind verschiedene Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allem** (1 Kor 12,6). In einer und einem

jeden offenbart sich der Geist zum Nutzen aller, fährt Paulus fort, um dann die Charismen aufzuzählen, die Gott dazu schenkt, dass sie allen dienen: die Rede von der Weisheit oder der Erkenntnis; die Kraft, Wunder zu tun, prophetische Rede, Unterscheidung der Geister; die Gabe der Zungenrede und die Gabe, sie auszulegen. Mittendrin nennt Paulus dann noch eine Geistesgabe: den Glauben! Tatsächlich: Auch der Glaube ist für Paulus offenbar keine Standardausstattung eines jeden und einer jeden Getauften, sondern eine Gabe, mit der, wer sie hat, diejenigen stärken soll, denen sie (im Moment jedenfalls) mangelt.

So gehe ich einen letzten Schritt weiter, über den Grat hinweg. Dieser Raum hat, anders als viele Kirchen aus der Zeit vor oder nach der Reformation, keinen Hochaltar mit kostbar geschnitztem oder gar vergoldetem Aufsatz. Oft, wie auf dem gerade frisch renovierten Cranach-Altar in der Wittenberger Stadtkirche, kann man dort Menschen wie dich und mich erkennen, Zeitgenossen des Künstlers und seiner Auftraggeber – in Wittenberg bekanntlich Martin Luther, den Buchdrucker Hans Luft und Cranachs Sohn Lucas. Einen solchen Altar hat es hier nicht – und: es braucht ihn hier auch nicht! **Das Altarbild in diesem Raum sind die Menschen in den Stuhlrängen gegenüber – lebendiger und wertvoller als jede Altarfigur.**

Nun wird man evangelischen Gottesdiensten und Predigten in den letzten Jahrzehnten nicht vorwerfen können, sie seien weltabgewandt oder menschenvergessen gewesen. Im Gegenteil: Fast scheint es, als müsse im Laufe eines Kirchenjahres die Not der ganzen Welt und jedes einzelnen Menschen erwähnt und möglichst an eigenen Themensonntagen bearbeitet werden. Ja, manches Fürbittgebet erweckt den Eindruck, als sollte all diese Not in dieses eine Gebet gepackt werden.

Dieser Raum dagegen stellt uns ganz ohne große Worte einander vor Augen, auf dass wir in den Anderen dort drüben Gottes Ebenbilder erkennen, in jeder und in jedem Anderen. So drängt uns der

Gottesdienst zur Transzendenz, was ja wörtlich heißt: zum Über-stieg! Er lässt nicht zu, dass wir nur bei uns selbst bleiben, bei uns und unserer frommen Andacht; er nötigt uns gerade dazu, unseren Tellerrand zu übersteigen, um von uns weg auf die Anderen zu schauen!

Wenn ich unserem Theologischen Zentrum hier auf dem Heiligen Berg so sehnlich Gottesdienst-Feiern wünsche und mich dafür auch einsetze, dann deswegen: dass wir uns nicht der Gelegenheiten berauben, einander sozusagen „mit den Augen Gottes anzuschauen“, um zu erkennen, dass es keine Rahmenkonzepte und keine Dienstleistungsvereinbarungen sind, die uns hier zusammenführen und zusammenhalten.

Und: Die Seh-Schule des Gottesdienstes wird für uns Kirchen in Deutschland gerade in diesen Wochen bitter nötig, jetzt, da die Not der Welt, von der wir so oft in Gottesdiensten geredet haben, auf einmal leibhaftig vor unserer Tür steht, ja, unter uns wohnt – oder zunächst auch nur zeltet: in Gestalt der abertausenden Flüchtlinge, seien sie nun vor Krieg und Verfolgung oder „nur“ vor bitterer Armut geflohen.

Was diese Situation im Einzelnen für uns bedeutet, für uns als Gemeinden, als Kirchen, als Gesellschaft – auch darauf gibt der Gottesdienst keine raschen Antworten. Allein: Die diesen Ort verlassen, werden sich womöglich schwerer tun, in diesen Menschen nur eine Belastung oder eine Bedrohung zu sehen, sondern: in ihnen ihre Schwestern und Brüder erkennen.

**Und der Friede Gottes,
der höher ist als unsre Vernunft,
der halte unsern Verstand wach
und unsre Hoffnung groß
und stärke unsre Liebe!**